

Ihren Verdiensten eine solche gewähren müßte. Sie haben zu entscheiden!

Die Karte wanderte in den Briefkasten und von dort in das einmüde Glied des ehemaligen Abgotts der Pariser. Auf eine Antwort hat er mit Ernst niemand von uns gerechnet, lag doch der schlecht verhehlte Spott offen zu Tage. Aber der Wenig am Stammtisch denkt und Boulangier sent. So schnell als es nur möglich war, lief folgende Antwort ein:

Au Club Boulangier, Brasserie Kropf, Zurich.

Messieurs! En réponse à votre carte postale et en considération de vos cordiales sympathies, j'ai décidé que chaque administré obtiendra une pension, servi par l'état!

Agreez l'expression de mes sentiments distingués.

Général Boulangier.

Allo doch Staatskassen für Ermiten in Frankreich! Er hat entschieden, und schließlich, wie gefasste Größen es meist sind, was logar genantworte. Nur eins läßt sich ihm als zweifelsfrei erscheinen, ob wie wohl auch wirklich im Besitz der Original-Sandtschaft des Heden und der Poststempel lautet nämlich: „Paris.“ Wiewo immer ungewissheit nach Paris expedite Karte von Paris aus beantwortet werden konnte, ist uns ein Räthsel. Vielleicht hat der Exgeneral je einem leinen wenigen übrig geliebten Getreuen, vielleicht gar Herrn Paul Douleu de zur Aufgabe übertrug, um auch auf die Karte zu manifestieren, daß er sich noch immer als Vertreter der Stadt Paris betrachtet, vielleicht hat auch in Paris ein unternehmender Postjüngling unsere Karte abgelesen und von sich aus beantwortet. Jedenfalls aber verdient jetzt, wo der Karneval vor der Thür steht, eine Viertelart an und von Boulangier die weiteste Verbreitung.

Der Pantoffel ist zwar auch im Ueberblende zu einem Zugriff der Ehrerbietung geworden; der Wole trinkt bekanntlich aus dem Schuh seiner Dame, und Ehrwürdt, doch mehr Furcht als Ehr, läßt man in allen Ländern dem ehelichen Pantoffel angedeihen. Aber größere Bedeutung noch steht dem Pantoffel des Morgenlandes zu. Ein indischer Händlung verheißt ein Paar, auf deren Sohlen sein Willkür gestiftet ist, dem Herrin, welchem er seine Untertänigkeit bezeigen will, und bittet, der Herr möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten!

Ein guter Vater. „Gut Euch, Ihr Väter! Morgen ist Sonntag, da fahrt i mir zu a Raufsch, das Ihr Euch amal wieder zersich auslegen könnt!“

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

— In einer „Frost und Tauwetter“ betiteltten Abhandlung führt der französische Gelehrte Emile Gautier die außerordentliche Strenge des gegenwärtigen Winters auf „Comen“ des Golfstromes und das Treiben der Eisberge zurück. Es ist bekannt, sagt Gautier, daß der Golfstrom — diese gewaltige Warmwasserströmung, welche den Atlantischen Ocean vom Golf von Mexiko aus bis zur Gegend von Spitzbergen (sogar durchschiebet) — als der Hauptquell der mittleren Temperatur Westeuropas zu betrachten ist. Er verleiht Frankreich, dessen Küsten er berührt, sein herrliches Klima und Island seine reiche Vegetation. Seiner unmittelbaren Hilfe allein ist es zuzuschreiben, daß einzelne norwegische Häfen, wie z. B. Hammerfest, trotz ihrer hohen Breite das ganze Jahr hindurch eisfrei bleiben, während an den Küsten der Barentssee-Ziele, die fast unter gleichem Breitengrade wie Paris, und im Golf von Betschill, der ungefähr unter gleicher Breite wie Island liegt, der gegenwärtigen Winter sich schon zeigen finden. Angenommen nun, irgend ein Zufall, eine geologische Umwälzung, der Ausbruch eines unterirdischen Vulkanus u. s. w. brächte den Golfstrom aus seinem beweglichen Bett und entsetzte ihn auch nur etwas von den begünstigten Küsten, müßte da nicht an diesen sofort eine heilige Herabziehung der Temperatur erfolgen? Und wer kann behaupten, daß wenigstens die Möglichkeit eines der erwähnten Zufälle vorliegt? Jedoch noch etwas anderes spielt bei der gegenwärtigen Witterung eine Rolle. Es besteht kein Zweifel, daß Island — ultima Thule — auf die physikalische Beschaffenheit des Erdkörpers überhaupt und Europas im besonderen einen großen Einfluß ausübt. Kalten sich die Eisberge lange im Norden der genannten Insel, so flappern die Bewohner der letztern vor Frost, während wir eine gelobte Wärme haben. Wären sich aber die Eismassen, um nach Osten und Westen zu treiben, so steigt die Temperatur in Island, wegen Norwegen, England, Frankreich und Deutschland ihren Schicksal gegen die aus dem höchsten Norden kommenden eisigen Luftströmungen verlieren. Da das Treiben des Eises im hohen Norden im Frühjahr beginnt, so wird zunächst unsere Sommer-temperatur hierdurch beeinflusst. So hat man z. B. den unwürdigen Sommer des Jahres 1868 und die Stürme des vorjährigen Sommers diesem Treiben des Nordweises zu-

geschrieben. Hierbei bleibt jedoch zu berücksichtigen, daß die Eisberge auferst langsam schmelzen. Werden sie von den absteigenden Strömungen nach dem Süden fortgerissen, so legen sie täglich 8 bis 10 Meilen zurück und brauchen daher Wochen und selbst Monate, bis sie in den warmen Golfstrom gelangen und zerbrechen. Es ist daher keine Seltenheit, daß die nach Manaba und den Vereinigten Staaten folgenden Dampfer auf der Höhe von Neu-England (also unter der Breite von Vrest) und selbst noch südlicher, im Oktober und November, ja, noch im Januar den im Frühjahr aus dem höchsten Norden abgetragenen Eismassen begegnen. Diese Eisberge haben einen fabelhaften Umfang. Am 21. Sept. v. J. wurde in der Nähe des Kap Race (Gabinet Abelen) ein derartiger schwimmender Gletscher beobachtet, der eine Höhe von 200 m und einen Umfang von 5 km hatte. Bedeutend man, daß der unter Wasser schwimmende Theil dieser Ungetüme den sichtbaren so das sieben- bis achtfache übertrag, und daß sich die Eisberge oft in derartigen Mengen finden, daß die Schiffe ihnen in einem Bogen von 25 bis 30 Meilen ausweichen müssen, so ist es selbstverständlich, daß beim Zerbrechen dieser Massen eine ungeheure Wärmemenge abgeführt werden muß. Folge hiervon ist, daß der durch die Eismassen abgeführte Golfstrom seinen Einfluß nicht mehr ausüben und dem getragenen Herrn Winter seine Bekanntheit beibringen kann. Nun sollen aber nach den amtlichen Aufstellungen des Hydrographischen Bureau von Washington gerade im vorigen Jahre die Eisberge in den Polarregionen sehr häufig gewesen sein und sich erst spät gelöst haben.

h. Berlin, 13. Jan. Gestern Abend gab es im königlichen Opernhaus eine Novität, die sich von anderen darin unterscheidet, daß der Ort ihrer Handlung in den Zuschauerraum verlegt war. Nur der Bühne erliegen Vorking's ewig junger „Waffen schmidt“; Dr. Kropf sang zum ersten male den Grafen Hebenau und Dr. Kropf als Waffenschmidt ließ einen improvisierten Vers von der fälligen Zeit des sozialen Friedens zur Feier des Tages vernehmen. Sonst ist über die Vortellung nichts zu sagen. Der Zuschauerraum aber bot zum ersten male das Bild eines „Gesellschafts-Abends“. Der Betitel verstande „Theatro para“ und enthielt den Vermerk, daß dieser sei für diesen Abend dem Publikum gewidmet und der Einfluß ins Publikum nur in Gesellschafts-Abende gestattet. Trotzdem ließ man durch geschickte Verteilung von Freitaxen und wohl auch durch die in manchen Kreisen rege gemachte Neugier ein lediglich erfülltes Haus zustande gebracht. Den ersten Rang hatte sich die Hofgesellschaft vorbehalten. In einer Probensitzung erschienen der Kaiser, der die Uniform des 1. Garde-Regiments angelegt hatte, neben seinen Schweltern, dem Prinzessinnen Charlotte von Meiningen und Margarethe. Die übrigen Ränge füllten die Prinzen und Prinzessinnen von Dänemark und Schleswig, die Generale Graf Waldersee und v. Dapone, und die Vorkämpfer mit ihren Gemahlinnen. Die große Mittelloge war von den Hofdamen und den Damen und Herren vom direkten Hofdienst eingenommen. Welche Toiletten, glänzende Juwelen und hübsche Galantheiten, wozu das Auge laß. Der für diese Abende geltende Etiquette wurde den Sängern kein Verfall spendend, nur Dr. Kropf erhielt für seine ad hoc gedichtete Strophen reichen Applaus. Nach Schluß der Vortellung begab sich — das Publikum hatte inzwischen bereits das Haus verlassen — die Hofgesellschaft in den Konterstall, woselbst die Buffet für ein kaltes Souper angelegt waren und der Thee eingenommen wurde. Seit das „Wallner-Theater“ mit dem lustigen Volksstück „Lini“ wieder zu seinen alten Neigungen zurückgekehrt ist, hat sich das „Hüngerliche Schauspielhaus“ von dem Franzosen befreit. Man sieht dort jetzt das hübsche Dumas berühmte Schauspiel „Demi-monde“, und obwohl die Darstellung dem geistreichen Werk nahezu alles schuldig bleibt, scheint sich die anpruchlose, aus jungen Kaufleuten und kleinen Bürgern mit ihren Damen und Mädchen zusammengesetzte Hofsellschaft an dem ungewöhnlichen Bilde behaglich zu ergöhen.

— Kleine Theater-Nachrichten. „Aufscheidung“, bezieht sich ein Trauerspiel in vier Akten von Wilhelm Meyer, welches wegen von der Intendanten der königlichen Schauspiele zur Ausführung angenommen wurde. „Aufscheidung“ ist die Erstlings-Arbeit eines jungen Schriftstellers und wird zu Anfang des nächsten Theaterjahres in Scene gehen.

* In Vrüffel war vorgestern Abend im königlichen Theater de la Nonnale“ die erste Aufführung von Richard Wagner's „Siegfried“ in glänzender Ausstattung statt. Schon seit mehreren Tagen waren die Zutrittskarten zu kaum erheblichen Preisen verkauft worden. Aus London, Holland, der Rheinprovinz, besonders aber aus Paris waren zahlreiche Wagnerianer zur Ausführung erschienen. Die Bremische Gellatete sich zu einem Triumph für die Wagnerische Dichtung.

41]

Der beste Freund.

Nomman

von Ludwig Hübner.

„Man kann nicht vorsichtig genug sein“, flüsterte Hille, „aber es ist keine Maus da und die Aufseher lassen sich auch nicht sehen, sie denken, wenn ich mit solchem zohmen Kerl wie du zusammen bin, bin ich beaufsichtigt genug. Also schiefte los.“

„Mein Freund, der Baron, hatte den alten Seidel ganz zufällig kennen gelernt“, erzählte Peter, „so wie ich aber den alten Narren und das hübsche Pflüchtum nur einmal gesehen hatte, mußte ich, daß da ein Reibes zu machen war, und nun gingen wir ins Geschirr. Der Baron spielte den Angenehmen, das versteht er aus dem ff, machte der jüngsten Nichte des Alten die Cour und der ward Feuer und Flamme, und schon — der liebe, charmante Baron mußte sein Neffe werden.“

„Das alles ist doch kein Grund, den alten Mann todzuschlagen“, warf Hille ein.

„So warde doch, die Nichte machte Sperenzen, wollte den Baron nicht, hatte eine Liebchaft mit einem Schiffszart, der eben wieder heimgekommen war, und der Kerl wird denn eines Morgens kommen, den Alten zur Rede setzen und einen Höllestand machen; wäre der junge Seidel und der Baron nicht dazu gekommen, er hätte den Alten geprügelt. Nun aber stürzte er sich auf den Baron und schimpfte ihn so aus, daß ihm, dem Baron, wie er doch einmal sein will, nichts übrig blieb, als sich mit dem Doktor zu buellieren. Dazu hatte aber mein Freund gar keine Lust, er wollte sich den Nebenbuhler lieber auf eine Art aus dem Wege schaffen, bei der er nichts riskierte, kam nachhause und sagte: Peter, da ist wieder ein Stück Arbeit für dich, du mußt heute noch dem Schiffszart aufpassen und ihm einß über den Kopf geben, daß er das Aufpassen vergißt!“

„Wann richtig, wie kommt das aber zum alten Seidel?“

„Siehst du das noch immer nicht ein?“ entgegnete Gromal und in seinen Mienen malte sich etwas Verachtung, „das beweist mir, daß du auch das Geschick nur immer im Groben betriebe hast, den Schiffszart umbringen? Da hätte am andern Tage die Stabe mit Fingern auf den Baron gewiesen und gesagt: er: hab's gethan oder angezettelt — nein, so dumm bin ich nicht. Ich ging den Nachmittag nach Lohschwitz, Ortsangelegenheit hatte ich schon ausgefundschaftet, lockte den Doktor durch eine falsche Bestellung auf ein paar Stunden vom Hause fort; er wohnete nämlich dicht neben Seidels, seine Wirthein war in Dresden, und offen ließ das dumme Volk alles. Da war's mir ein leichtes, die Uniform des Doktors anzuziehen und damit in den Seidelschen Part zu kommen, wo im die Zeit der Alte allein spazieren ging, denn es war eine kleine Thür in der Mauer, die ich auf- und zuzumachen verstand. Na, der Alte kam denn richtig, ich gab ihm mit einem Todtschläger ein paar Hiebe über den Kopf, daß er genug hatte, und mir Blut und Gehirn über die Kleider spritzten, dann ging ich wieder in des Doktors Wohnung, hing die blutigen Sachen in den Schrank, stellte den Stod dazu und heidi ging ich nach Dresden.“

„Und was sagte der Baron?“

„Der war mit dem Seidelschen im Theater gewesen und kriegte dort die Nachricht, der Alte sei für tot in Park ge-sunden worden; — halb tod gelacht habe ich mich über das lange Gesicht, mit dem er nachhause kam und mich schalt, ich hätte ihm's Spiel verdorben und seinen Freund, den er brauche, der Seite geschafft. Ich lacht ihn aus und er sah denn auch ein, wie pfeifen ich alles gemacht hatte und that, wie ich ihn ließ. Es kam sogar noch besser, wie wir gedacht hatten. Der Alte erholte sich noch einmal und sagte, Besinnlich habe ihn todgeschlagen; ein Arbeiter, der vorbeigekommen war, hatte den Mann im blauen Rock aus dem Park schliessen sehen, ich schwur auch, daß er mir begegnet wäre, die blutigen Kleider und den Stod fand man im Kleiderschrank des Doktors, ein

Alibi konnte er nicht nachweisen, denn ich hatte ihn nach einem Haus geschickt, wo kein Mensch wohnete, als jähzornig ist er bekannt und der Austritt mit dem alten Seidel war auch vorhergegangen. Merkt du nun was?“

„Das ist ein Meisterreich“, sagte Hille, seinen Gefährten mit Bewunderung und Hochachtung ansehend, „von dir kann man wirklich was lernen. Der Doktor ist verurtheilt?“

„Nein, er sitzt auf Lohschwitz, weil er nicht gestehen will.“

„Das kann man ihm nun eigentlich nicht verdenken“, sagte Hille mit einer gewissen Gutmüthigkeit.

„Aber es ist ganz egal, er kommt sein Leben nicht wieder aus dem Loch, der alte Seidel hat eine Million hinterlassen, und die werden wir bald haben.“

„Die Nichte heiratet nun den Baron und will von dem Wörder ihres Onkels nichts mehr wissen?“ fragte Hille.

Gromal fragte sich hinter den Ohren. „So glatt geht die Geschichte doch nicht, die alberne Dirne ist die einzige, die an die Lohschwitz des Doktors glaubt; sie will partout von meinem Freunde nichts wissen, und — na, sowie ich wieder raus bin, muß sie springen, der traug ich nicht. Hätt's gern schon eher gethan, aber mein Freund wollte noch nicht, wir hätten erst noch andere Dinge zu thun.“

„Aber die Geschichte ist noch nicht aus?“

„Noch lange nicht.“

„Ergäbe weiter, allen Respekt vor dir; schade, daß ich nicht wieder rauskomme, mit dir machte ich doch Geschäfte. Wie man sich in einem Menschen irren kann!“

Der geknechtete Gromal wollte weiter erzählen, jetzt kam aber ein Aufseher, schalt über das Reden und drohte mit einem Fausttag und Stockprügel, wenn er sie noch einmal dabei betrefte.

Es war den beiden Sträflingen an diesem Tage nicht mehr möglich, ein Wort miteinander zu sprechen und auch im Schlafsaal wurden sie, sobald sie nur miteinander zu flüstern angefangen hatten, unterbrochen. Dagegen sahen sie sich am folgenden Tage bei ihrer gemeinsamen Arbeit wieder unbedachtet.

„Setz dich so, daß dich der Rahmen deckt und ich setze mich davor, damit ich weiter sehen kann“, sagte Hille, „ich brenne darauf, deine Geschichten zu hören. Was thut der Baron, da ihn die jüngste Nichte nicht mag? Nimmt er die älteste?“

„Halt's gerathen, bist ein Schlafkopf.“

„Und sie heißt an?“

„Ja, was nur ein kleines Hinderniß dabei, sie hatte einen Bräutigam.“

„Nun?“

„Der hat eines Abends, als er spät von Lohschwitz nach Dresden ging, einen falschen Tritt gethan, ist in die Erde gefallen und erloschen.“

„Hast ihm wohl ein bißchen dabei geholfen?“ lachte der andere.

„Will ich meinen, der zappelste nicht schlecht, als ich ihn hinunterwarf.“

„Alle Achtung, und die verrottete Braut läßt sich vom Baron trösten, ich verthebe; was hat dir denn nun aber der junge Seidel gethan, daß du ihm das Messer in den Leib rammeist?“

„Der spielte mit einem male den Apaten, wollte nichts mit dem Baron zu thun haben, suchte die Heirat zu hinter-treiben, da mußte er ungeschicklich gemacht werden. Schade, daß mein Messer abrunftig, wie er gestorben, hätte ich auch nicht viel mehr kriegen können, ich war ja sinnlos betrunken, mein Herr hat mich ja entlassen müssen, weil er's mit dem Trunkentod nicht mehr aushalten konnte. — Nun muß man sich für ihn auf einen Unglücksfall denken.“

„Ich verthebe, der Erbchaft halber.“

Bür die Redaktion verantwortlich: H. R. Albert Seeling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Seidel in Halle a. S.



„Der Erbhaft halber und noch mehr wegen einer anderen Sache; wir sind nämlich mit dem jungen Seidel vor eilichen Jahren in Italien zusammengetroffen.“

„Nun?“

„Damals nannte sich mein Freund noch nicht Baron Selbenberg.“

„Alle Wetter, er ist gar kein Baron?“

„So wenig du einer bist. Weiß selber nicht, wo er herkommt, mag wohl Schauspieler oder Kunststreiter gewesen sein und ist auch gewiss ein verdorbener Student, denn er hat bößlich was los und kann dir den vornehmen Herrn rausbeissen, daß du nicht gesehen. Na, wir trafen uns in Toulon, hatten mal beide in Paris Gastrollen gegeben und waren abgesetzt worden.“

„I, sieh mal da, auf der hohen Schule gewesen.“

„Eumpige drei Jahre; war mit Genä, so hieß er damals, an einer Auerbänk, er wurde ein halbes Jahr eher frei als ich und wir verabredeten, uns in Italien wieder zu treffen.“

Als ich dahin kam, fand ich mein Wiedersehen sehr in der Wölle. Er hieß Ernst Solbach, war der Pergenoffen eines reichen, kränklichen, stotternden Barons, der weder Kind noch Regel hatte und der seit früher Jugend in Italien war.“

„Na — und du schickst ihn noch in ein schöneres Land?“

fragte Hille und machte eine sehr beachtende Bewegung.

„Nein, diesmal darf's Solbach selber. Wir reisten mit dem Baron, der sich unmöglich fühlte, in ein kleines italienisches Nest, wo die Luft ihm besonders gesund sein soll und weder Husten noch Hahn danach trägt, wenn einer stirbt.“

Es ward ihm ein Bilderschen eingerückt, nach dem man gut schlift und nicht wieder aufwacht, und dann ließ der Herr Baron Selbenberg seinen armen Freund Ernst Solbach begraben und ihm auch ein schönes Denkmal setzen, worauf sein Name steht.“

„Und nun hält ihn jedermann für einen Baron?“

„Jeder, er geht, wohin wir kommen, in die vornehmste Gesellschaft und lumbachtet dabei immer die schönste Gelegenheit aus, wo sich Gesellschafter machen lassen. Da will nun so ein Gelbknäuel, so ein junger Seidel uns das verderben, sich wundern und sagen, der Baron, den er gekannt hat, habe anders ausgesehen und gestottert.“

„Er soll zwar jetzt andere Seiten aufziehen, mein Freund beachte mich, es' ich hierhergebracht wurde und sagte, sie wären jetzt ein Herz und eine Seele und ehe ich wieder raus käme, hätte er die Manjell Eugenie geheiratet, aber das hilft alles nichts, Seidel muß ran, seine junge Frau muß ran und der Grabsaffe die Martha auch; ich weiß schon, wie ich's mache, die kommen alle drei zusammen.“

„Nun hör' aber auf,“ lachte Hille, „bei dir kann ja selber unjenseits gruselig werden.“

„Siehst du nun ein, daß der Baron thun muß, was ich will?“

fragte Peter triumphirend, „er kann nicht ohne mich fertig werden, ich werde, er hat Dummheiten gemächt, während ich hier in Nummer Sicher sitze.“

„Wenn's so sieht, daß du freilich recht; aber weißt du, das Baronspiel ist doch eine gefährliche Sache, es kann jeden Tag einer kommen, der den richtigen Baron gekannt hat und alle Menschen kann noch nicht todtschlagen.“

„Nein, es kann es keiner mehr; der einzige, der Kunde gemerit hat, den habe ich auch um die Ecke gebracht.“

„Kerl, ich glaube doch, du lügst mir die Hude voll.“

„Ich spreche die reine Wahrheit. Der — na — der verfluchte Baron hatte nur einen Freund, einen Baron v. Wallwig, der hatte von andern erfahren, Selbenberg, von dem er lange nichts gehört hatte, sei in Wiesbaden. Die Beschreibung, die man ihn machte, paßte nicht auf seinen Freund. Er kam, aber ehe er noch den Baron gesehen hatte, sah er überhaupt nicht mehr, sondern lag mit gebrochenem Schädel am Herberge. An ihm habe ich den Stoch zuerst probirt, der nachher auch dem alten Seidel das Lebenslicht ausgeblasen hat.“

„Schade, schade, daß ich nicht wieder zusammenkomme; von dir lernt man was, gegen dich bin ich ein Stümper,“

flachte Hille.

„Sei kein Narr,“ tröstete ihn Cronat, „ein Kerl wie du wird doch hier nicht verlaurn; du mußt austreten.“

„Ja, wenn ich dürfte —“

„Verlaß dich auf mich, du gefällst mir, ich helfe dir.“

Die Aussicht auf Befreiung war für den einen, die Aussicht auf ein neues Brauwerk für den andern so verlockend, daß

sie die nötige Vorsicht vergaßen, ziemlich laut sprachen und nicht merkten, daß ein Aufseher in Hörweite gekommen war und die letztere Verabredung beaufschlagt hatte. Er rief sogleich noch ein paar Gefährten und die beiden Sträflinge wurden sofort jeder in eine besondere Zelle geführt; zu seiner großen Verwunderung wurden Peter Cronat in der feinsten an Händen und Füßen schwere Fesseln angelegt, man brachte ihn auf einen Wagen, wo er nochmals angebunden ward und ein Aufseher und vier Zuchtpolizisten mit schwarz geladenen Gewehren nahmen neben ihm Platz. So wurde er nach Dresden transportirt und dort in einem festen Kerker verurteilt.

22.

Max Seidel war wieder vollständig hergestellt und überreichte an einem sonnigen Oktobertage seine Frau mit der Witttheilung, er habe einen Wagen bestellt und wolle mit ihr nach Völschweg fahren.

„Halte mich nicht zurück,“ sagte er ernst, als sie Einwendungen machen wollte; „handele es sich nur um eine erste Ausfahrt nach meiner Genesung, so würde ich deiner liebevollen Besorgung nachgeben und sie verschließen, aber ich habe eine Pflicht zu erfüllen, muß Eugenie sprechen und fürchte nur, daß ich schon zu lange damit gezögert habe.“

„Du bist in Sorge, sie konnte sich mit dem Baron verloben?“

fragte Malwine.

„In der allergrößten; der Mensch spricht von ihr in einer Art und Weise, als ob er seiner Sache sicher wäre.“

„Sollte das Martha zulassen?“

„Ich fürchte, Eugenie hört nicht auf die Schwester, sie hält Martha für befangen in ungerathen Vorurtheilen gegen den Baron und diese hat den Widerstand als nutzlos aufgegeben; es ist mir auch ein böses Zeichen, daß beide sich in letzterer Zeit so selten und nur auf kurze Zeit bei uns sehen ließen.“

Die Bemerkung, daß die Coufines sein Haus während der letzten vierzehn Tage nur sehr häufig besucht hatten, war ganz richtig, nur war Max weit entfernt, den wahren Grund dafür zu ahnen. Eugenie und Martha befanden sich in der peinlichsten Spannung und Erregung und da Max von allem, was geschehen war und in der Schwelbe hing, nichts erfahren sollte, so wählten sie es für gerathen, ihm thumlichtig fern zu bleiben, weil sie ihrer Kraft mißtrauten, ihm fortwährend die Ereignisse, Hoffnungen und Befürchtungen zu verkündigen, die ihre Seelen in beständigen Schwingungen erhielten. Desto häufiger kam der Baron, er schien seine Zeit freilich zwischen Max und den Coufines in Völschweg zu theilen und sich jetzt wirklich als bereits zur Familie gehörig zu betrachten. Selbenberg zweifelte nicht mehr daran, daß Eugenie seinen Antrag annehmen werde, ja er war überzeugt, die vierzehn Tage Aufschub, die sie sich erbeten, wären nur so eine Art von Ueberschub, da sie den Momen des früheren Verlobten und der öffentlichen Meinung brachte. Sie begegnete ihm, so oft er kam, mit einer solchen Freundlichkeit, wenn sie sich aus Wille gab, ihre Rufe zu befehlen, und selbst Martha zeigte in ihrem Betragen, daß sie sich nun darin gefunden habe, ihn als Schwager zu begrüßen und ihren Frieden mit ihm zu machen. Er ahnte nicht, was es den beiden Mädchen kostete, diese Verstellung gegen ihn durchzuführen, und daß das gebrauchte Opfer über ihre Kräfte gegangen sein würde, wären sie dazu nicht geküßelt worden durch Nachrichten, die ihnen durch Vermittlung der Baronin von dem Professor und ganz kürzlich auch von Wittig ausgegangen waren. Allerdings fühlte sich der Baron noch beunruhigt durch den Gedanken an den Professor, der nach dem neuen missglückten Anlauf auf ihn wiederum spurlos verschunden war. Er hatte sich damals der Besorgung des Professors in der gefährlichsten Weise entgegen und selbst ein empfindlich kaltes Bad in dem kleinen Fluß, den er durchschwommen, nicht geküßt, um seine Spur zu verwischen, er war überzeugt, Korte konnte ihn in seiner Bekleidung nicht erkannt haben, und also, was die Entdeckung anbetraf, ohne Sorge sein. Wo war aber der Professor geblieben? Selbenberg hatte sogar die Kesterei gehabt, in einer andern Verkleidung nochmals in das Haus vor dem Cetheore zu gehen und nach dem Professor zu fragen. Da hatte ihm aber die gute, treuherzige Frau, die er schon einmal gesprochen, mit weinenden Augen erzählt, der Unglückliche sei von einem Nebenbesuchergange gar nicht wieder beimgekommen, nur seinen Platz hatte man auf der Straße gefunden; sie fürchte, es sei ihm in seinem stillen Wahnsinn ein Unglück zugefallen. (Fortf. folgt.)

Beethovens gute Fee.

Von Leopold v. Sacher-Masoch.

Es war um Weihnachten 1807. Beethoven war wohlgestalteter Kammerdiener bei dem Fürsten Lichnowski und weilte mit demselben in Grätz, einem Städtchen im österreichischen Schlesien unweit der Landeshauptstadt Troppau einerseits und der preussischen Grenze andererseits.

Beethoven war damals schon weithin bekannt und berühmte, seine „Troica“ und „Pastorale“ hatten europäischen Rufesehen erregt, in Wien hatte man seinen „Christus am Oelberg“, sein C-moll-Konzert und seine ersten Sonaten mit begeistertem Beifall aufgenommen.

Deshalb war ihm der Gehalt von 600 Gulden bei dem Fürsten erwünscht, da er unter sehr peinlichen äußeren Verhältnissen litt. Mit dem Fürsten verstand sich der noch junge Meister nicht sonderlich. War der erstere hochfahrend und ungebildigt, so zeigte sich Beethoven bald in sich gehend, bald aufbrausend, und so blieben die Beziehungen nicht aus. Die Fürstin, welche Beethoven großmüthlicher liebt, hat aber alles an ihm original und wunderbar, nahm ihn stets in Schutz und vermittelte Jahre hindurch glücklich zwischen ihrem Gemuth und ihm.

„Sie hätte mich am liebsten unter eine Glasglocke gestellt,“ hat Beethoven später einmal geäußert.

In Grätz hatte er noch einen Bewunderer und treuen Anhänger gefunden. Es war dies der Doktor Weiler in Troppau, ein geschickter Arzt, welcher ausüßte der Heilkunst des Fürsten und dessen Stellung war. Er kam dreimal in der Woche ins Grätz und genoss dann die letzte Günst, den Weiler in seiner Stube besuchen zu dürfen und auf dem Klavier phantaisiren zu hören.

Das der Fürst mitten im strengen Winter statt in dem frühlichen, glänzenden Wien, in dem einsamen Grätz weilte, wo er ein hohes Alter befaß, hatte keine guten Gründe.

Der Friede zu Paris war zwar geschlossen, aber die Franzosen hatten Preußen noch bis zur Weichsel befehligt und sich auch in Preussisch Schlesien eingeheilt. Da Fürst Lichnowski dort bedeutende Güter hatte, hielt er es für möglich, in der Nähe zu bleiben und suchte die fremden Minister durch Aufmerksamkeit, die er ihnen erwiebt, zu gewinnen. Große Tugden und Tette wurden ihnen zu Ehren gegeben, und als alles verstanden schien, kam der Fürst auf die Idee, seinen Gasten einmal Beethoven in seinem vollen Glanze vorzuführen.

So sehr er das Welen eines Miniaturbeethovens an sich hatte, so er es doch vor, diesmal die Fürstin eingreifen zu lassen. Diese erklärte dem genialen Schöpfer die Sachlage, fügte zur bereideten Auseinandersetzung die lebenswichtige Bitte, und Weiler vor herleit. Er versprach, bei dem beschäftigten Diener zu erscheinen und sogar sich auf dem Klavier zu phantaisiren.

Der große Tag kam heran. Nach einer gelungenen Jagd verammelte sich die ganze Gesellschaft an der reich bedeckten Tafel. Auch Doktor Weiler befand sich unter den Geladenen. Ehe man sich zu Tische setzte, stellte der Fürst Beethoven den Franzosen vor.

„Meine Herren,“ sagte er stolz, „Sie sehen hier den größten Komponisten der Gegenwart, welcher bei Ihnen in Paris denselben Ruf genießt, wie bei uns in Wien, die in ganz Europa. Einzig ist er in seinen treuen Phantasten. Er wird uns später die letzte Günst bereiten, eine solche hören zu dürfen.“

Die französischen Minister liegen es an Courtisane gegen Beethoven feindseliges sehen, aber bei Tische fragte ein General denselben, ohne jede böse Absicht: „Ob er auch Violon verstehe.“

Nun war alles verordnet.

Die Fürstin und Doktor Weiler saßen auf Beethovens Gesicht und laßen das Unheil kommen.

Der Meister ließ den General starr an und gab ihm keine Antwort. Nach dem nächsten Gange erhob er sich und verließ den Saal, ohne daß Doktor Weiler, der plötzlich nach Troppau abgerufen wurde, es bemerkt hätte.

Das Dinner war vorüber, Beethoven sollte phantaisiren, aber er war und blieb verschunden. Vergebens suchte man ihn im ganzen Schloße. Endlich fand ihn einer der Diener in der

Schloßkapelle; er ließ jedoch dem Fürsten sagen, daß er nicht spielen werde.

Nun kam Fürst Lichnowski selbst: „Beethoven, Sie müssen spielen.“

„Nein, ich spiele nicht.“

„Warum? Was haben Sie?“

„Menschen, die mich fragen, ob ich Violon verstehe, spiele ich nichts vor, ich werde nicht spielen vor die Säue werfen.“

„Vergessen Sie nicht,“ brauste der Fürst auf, „daß Sie in meinem Dienste sind, daß ich zu spielen habe.“

„Versuchen können Sie ja, Durchlaucht, aber ich werde nicht gehorchen.“

„Dann siehe ich meine Hand von Ihnen zurück.“

„Weilwegen,“ ich kann auf der Stelle gehen,“ erklärte Beethoven, packte seine Sachen und schickte seinen treuen Bedienten Johann aus, ihm einen Wagen zu luchen.

Doch niemand wollte zu so später Abendstunde und bei dem wilden Schneegestöber fahren, wodurch nicht fürchte man auch die Längade des Fürsten. Beethoven war aber ebensowenig der Mann, vor den Elementen als vor dem Fürsten die Waffen zu strecken. Johann nahm seinen Mantel an den Rücken, und beide machten sich zu Fuß auf den Weg nach Troppau.

Doktor Weiler war bereits zu Bett, als es an sein Fenster klopfte.

„Wer ist da?“ fragte er.

„Ich, Beethoven.“

Sofort öffnete sein Besucher. „Was ist denn geschehen?“ fragte er erklüdet.

„Das wollen Sie später hören,“ rief Beethoven, aber vor allem möchte ich etwas sagen. Ich bin erkrankt und hungert. Mein Diener habe ich nichts bestellt. Der verkommene General mit seinem Violon hat mir den Appetit verdröben.“

Da war guter Rath theuer. Doktor Weiler war unberufet und ob selbst außer dem Hause; er fand nichts, was er seinem Freunde hätte vorkiegn können. Es blieb nichts übrig als sich anzusehen, und Beethoven zu dem Wüthigen Herrmann auf dem Herbergring zu führen, wo Doktor Weiler seine Medicinstudien abthat. Auch hier war alles im tiefen Schloße. Aber es gelang endlich Wittig und Wittich zu wecken, welche Doktor Weiler zumal alles Mögliche thaten, um Beethoven und seinen nicht minder verdungerten Johann zu berückdigen. Nachdem der Meister gegessen und getrunken hatte, erzählte er Doktor Weiler, was geschehen war.

Vergebens bot dieser seine Vermittelung an. Beethoven blieb fest dabei, schon am folgenden Tage nach Wien abzureisen.

Nachdem er die Nacht bei Doktor Weiler zugebracht, galt es am nächsten Morgen vor allen Dingen einen Heilpaß zu erlangen. Doktor Weiler rühte Beethoven zu dem ihm befreundeten Polizeibekommislar Richter.

„Weiler war die Höflichkeit selbst, aber sagte, eine Weise zwischen den Fingern:“

„Den Ras kann ich nur dann ausstellen, wenn Herr Beethoven eine Vertheilung des Fürsten Lichnowski vorweist. Anhalts, daß er aus dessen Dienst entlassen sei. So fordert es das Gele.“

„Ich bin doch kein Diensthote,“ brante der junge Meister auf. „Sie sind einmal in Diensten Sr. Durchlaucht gestanden,“ erwiderte der Polizeibekommislar, „und so muß ich mich an die Vorschriften halten, die mir gegeben sind. Ich bedauere sehr, aber Pflicht bleibt Pflicht in jedem Falle.“

„Verehrt Kommisslar,“ rief Doktor Weiler, „Beethoven braucht ja nur seinen Namen zu nennen, und man wird ihn ohne Paß auf den Händen nach Wien tragen.“

„Ich kann nicht,“ wiederholte Richter, „es hieße meine Pflicht verletzen.“

Da stand nun der Meister, und niemand fand einen Ausweg. Während Doktor Weiler seine tägliche Rüste im Hospital machte, ging Beethoven, der nicht wenig aufgeregt war, hinaus, um sich abzukühlen.

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* Eine Bierkarte an und von Soulagner. Aus Zürich wird den 23. Z. berichtet: „Haben da am Sonntag nach Heuberg beim Frühgönnen im Tropp“ nach vorhergegangener ärztlicher Sitzung eine Anzahl Freunde ankommen und diskutirten, wie's ich geht, über dies und das. Zu Vorn hatte vor kurzem Handelsrat Weiler sein Amt niedergelegt, man sprach über seinen Nachfolger, den Obersten Frey, und gelangte von da aus auf dem Umwege über die Besichtigungen des Herzogs von Lothringen auf das Kapitel der Wälder, die man überhaupt, Frankreich würde auch nicht so gut mit seinen Ministern wecheln, wenn es denselben, sobald sie a. D. sind, Pension zahlen müßte.“ meinte

einer der Herren. „Und woher wissen Sie, daß es dort kein Ruhegehalt giebt?“ war ein junger Zuzler ein, „ich behaupte, es giebt!“ — „Wetten, daß?“ — „Wetten, daß!“ — „Und wer soll entscheiden?“ — „Frageu wir mal bei Soulagner an.“ meinte genählich ein Dritter, „der muß es wissen.“ Allgememes Bewillkommen und kaum 10 Minuten später ist folgende Bierkarte mit Wittich und in deutlicher Sprache geschrieben: „Er. Excellenz dem Herrn Kriegsminister a. D. Ernst Soulagner, Serien, Kanallinien. — Herr General! Ihre Gesellschaft begehrteter Verehrer, verarmt in der bairischen Verhältnisse nach Tropp, richtet an Sie die ergebene Anfrage, ob die französischen Minister a. D. von Staats wegen Pension besüchen. Die Meinungen darüber sind geteilt, einige sind sie nur darin, daß das dankbare Vaterland einem Manne von

